

die offenzulegen daher nichts mit eitler Zurschaustellung von Mängeln zu tun habe. Diese Inhomogenität hängt s.E. damit zusammen, daß der Begriff der Begriffsgeschichte selbst noch längst nicht fest ist, sondern erst künftig zu gewinnen ist aus den vielfältigen Forschungen, die sich selbst als begriffsgeschichtlich verstehen und benennen. In dieser Situation gibt es nach Gr. mindestens drei Gefährdungen für das Verfahren, das als Idealtyp von Begriffsgeschichte für ihre lexikalische Fassung leitend ist, nämlich erstens die Überschreitung einer zu eng gefaßten Wortgebrauchsgeschichte zu einer Problemgeschichte, zweitens die bewußte oder latente Inklinasion zu einer maßgeblichen Definition und drittens den Verzicht auf genetische Fragen nach Moventien des Gebrauchswandels zugunsten möglichst umfassender Beleg-sammlungen. Gr. beläßt es freilich nicht bei diesem Hinweis, sondern gibt abschließend seiner Überzeugung Ausdruck, daß die begriffsgeschichtliche Arbeit, auch wenn sie einstweilen noch nicht auf eine erschöpfende Methodologie zurückgreifen könne, gleichwohl ihre Erhellungskraft in der Philosophie längst bewährt habe, einem Urteil, dem man sich ohne weiteres anschließen kann. Denn je mehr das Historische Wörterbuch fortschreitet, um so deutlicher wird auch, welchen Gewinn die philosophische Arbeit aus einem solchen Unternehmen ziehen kann.

H.-L. OLLIG S. J.

2. Systematische Philosophie

CRAIG, EDWARD, *Was wir wissen können*. Pragmatische Untersuchungen zum Wissensbegriff. Frankfurt/M.: Suhrkamp 1993. 148 S.

„Wissen“ ist eine zentrale Vokabel der Erkenntnisphilosophie. Die diesbezügliche englischsprachige Debatte der letzten zwanzig bis dreißig Jahre dreht sich hauptsächlich um zwei Fragen: Wie ist der Wissensbegriff zu analysieren? und: Wie ist dem Skeptiker zu begegnen, der behauptet, wir wüßten nichts oder nur wenig? Die Methode der Begriffsanalyse hat bisher allerdings „zu keinem allgemein akzeptierbaren Ergebnis geführt“, lautet das Fazit des Autors. „Hätte sie es, so könnte dieses Ergebnis nicht befriedigen, denn die Methode ist verschiedenen prinzipiellen Zweifeln ausgesetzt; daher wäre das Ergebnis nicht vertrauenswürdig. Und wäre das Ergebnis vertrauenswürdig, so wäre nicht viel damit gewonnen. Denn es bleiben immer noch eine Menge von Tatsachen unberührt, die wesentlich mit dem Wissensbegriff verbunden sind“ (24). Angesichts dieses Befundes entwickelt Craig (= C.) seinen pragmatischen Ansatz, der vom Zweck des Wissensbegriffs in unserer alltäglichen Sprech- und Lebenspraxis ausgeht. „Die analytische Methode könnte bestenfalls die Frage nach dem Was beantworten. Die Frage nach dem Warum wurde nicht gestellt; wurde sie gestellt, dann als weitere getrennte Frage.“ C.s Projekt hingegen integriert die beiden Fragen – „sie erscheinen als zwei Aspekte des gleichen Gegenstandes.“ (26)

In der *ersten* Vorlesung mit dem Titel „Analyse? Danke, Nein“ umreißt C. zunächst Vorgehensweise und Problem der begriffsanalytischen Methode. Die Analyse zielt auf die Angabe notwendiger und hinreichender Bedingungen für die Aussage, daß ein Subjekt S eine Aussage p weiß, Bedingungen also, die unter allen nur denkbaren Umständen Geltung besitzen. Der traditionellen, auf Platon zurückgehenden Definition von Wissen als wahrer Meinung mit guter Begründung entsprechend, wäre der Satz ‚S weiß, daß p‘ so zu analysieren: 1. p ist wahr, 2. S glaubt, daß p, und 3. S hat gute Gründe, p zu glauben. 1963 gelang Edmund Gettier jedoch der Nachweis, daß diese Definition keine hinreichenden Bedingungen angibt. Die analytische Lücke, auf die Gettier aufmerksam machte, gilt seither als „das Gettier-Problem“ (vgl. Peter Bieri, Einleitung zu: Bedingungen für Wissen, in: ders. (Hg.), *Analytische Philosophie der Erkenntnis*, Marburg ²1992, 75–84; Edmund L. Gettier, „Ist gerechtfertigte, wahre Meinung Wissen?“ (ebd. 91–93), und die daran anschließende Debatte stellt sich dar als Bemühen um Verbesserung der Definition einerseits und Suche nach denkbaren, wenn auch meist höchst unwahrscheinlichen Gegenbeispielen andererseits. Die bisherige Ergebnislosigkeit ist jedoch nur einer der vom

Autor angeführten Einwände gegen den begriffsanalytischen Ansatz, dem er u. a. auch ungeprüfte theoretische Voraussetzungen vorwirft. C. geht von der Vorstellung vom Menschen als einem handelnden Wesen aus, das, um handeln zu können, auf wahre Überzeugungen angewiesen ist. Er entwickelt in einem Gedankenexperiment den Begriff des ‚guten Informanten‘, der dem Wissensbegriff zugrundeliegt, und fundiert so die Beschreibung der Sprechpraxis durch eine Theorie ihrer Entstehung. – In der zweiten Vorlesung fragt C.: „Was leistet die pragmatische Methode?“ Der Informant macht uns Informationen zugänglich, die uns selbst aus räumlichen, zeitlichen und sonstigen Gründen verschlossen sind. Da es wesentlich für den Erfolg unserer Handlungen ist, daß die Informationen verläßlich sind, stellt sich die Frage nach den Erkennungsmerkmalen eines guten Informanten. In Übereinstimmung mit den Ergebnissen der Begriffsanalyse gelangt C. zunächst zu folgenden Kriterien: (i) der Informant muß eine wahre Meinung vertreten und (ii) überzeugt davon sein. Damit ist jedoch noch nicht geklärt, woran der Informationssuchende den verläßlichen Informanten nun erkennt. Bei der Suche nach einem dritten Kriterium sichtet C. entsprechende Ansätze aus der analytischen Debatte und zeigt auf, daß sie u. a. deshalb scheitern, „weil alle versuchen, bei der Formulierung der dritten Bedingung überspezifisch zu sein.“ (77) Der gute Informant hingegen hat nicht mit absoluter Sicherheit recht bezüglich des relevanten Sachverhaltes, sondern nur mit hoher Wahrscheinlichkeit, er ist verläßlich nach allen praktischen Maßstäben. – Diese Maßstäbe sind subjektiv, von unserer Situation und den jeweiligen Zwecken abhängig. Ein Beispiel: „In fünf Minuten fährt mein Zug. Wo geht es zum Bahnhof, links oder rechts? Jetzt muß ich mir schnell eine Meinung bilden, denn unter diesen Umständen gibt es zwischen keine Meinung haben und die falsche Meinung haben, praktisch gesehen, keinen großen Unterschied – in beiden Fällen verpasse ich meinen Zug. Also muß mir in diesem Augenblick jeder Informant willkommen sein, dessen Wahrscheinlichkeit, eine wahre Meinung zu haben, höher ist als die Wahrscheinlichkeit, daß ich die richtige errate.“ (98) Ausschlaggebend sind demnach u. a. zwei Fragen für die Beurteilung eines Informanten: Wie wünschenswert ist das Ziel, für dessen Erreichen ich die Information benötige?, und: Wie unangenehm wäre es, würde ich das Ziel verfehlen?

Das Zusammenleben in der Gemeinschaft und die Notwendigkeit, auch selbst als Informant zu dienen, machen es jedoch erforderlich, vom eigenen Standpunkt abzusehen. Die dritte Vorlesung befaßt sich dementsprechend mit dem „Fortgang zum objektiven Begriff“ des guten Informanten. Der subjektiv gute Informant soll mit mindestens dem Wahrscheinlichkeitsgrad recht haben, der für die Zwecke des Informationssuchenden ausreicht. Doch nicht in jedem Falle ist letzterer bereit, seine Zwecke zu offenbaren: Wer nach dem nächsten Zug nach München fragt, will womöglich gar nicht selbst fahren, sondern nur sicher sein, daß der Ehemann der Geliebten endlich abgereist ist. Ein guter Informant muß folglich gut sein, „ganz gleich, zu welchen Zwecken und mit welchen Aussichten seine Informationen von dem Untersuchenden gebraucht werden.“ (106) Außerdem muß die Verläßlichkeit auch dann sichergestellt sein, wenn die Auskunft über vermittelnde Dritte eingeholt wird. Der Zustand, „durch den ein Subjekt geeignet ist, in irgendeiner bestimmten Frage guter Informant zu sein“ und zwar „objektiv guter Informant“ wird als ‚Wissen‘ bezeichnet. (110) Allerdings wird bei der Beurteilung eines Informanten immer noch auf Indizien Bezug genommen, geht es um hohe Wahrscheinlichkeiten, nicht um vollkommene Sicherheit, wenn sich auch Steigerungen der Standards für die Anwendung des Wissensbegriffs in Richtung auf ein Ideal denken lassen. – In Vorlesung vier stellt C. die Frage: „Die Skeptizismusdebatte, warum hört sie nicht auf?“ In der Auseinandersetzung mit Ungers These, daß Wissen ein absoluter Terminus sei, oder in den Worten des Autors: daß beim „Wissensbegriff der Objektivierungsprozeß so weit geht, daß ‚Wissen‘ einen nicht mehr zu überschreitenden Idealzustand beinhaltet“ (136) kommt C. zu dem Ergebnis, daß zwar einerseits die Vorstellung von einem absoluten Standard aus der Sprechpraxis selbst resultiert und damit auch der Ansatzpunkt für den skeptischen Zweifel, ob es wirkliches Wissen überhaupt geben kann, daß sich jedoch andererseits die Anwendung eines solchen idealen Standards als praxiswidrig erweist:

Wenn absolute Verlässlichkeit gefordert wäre, könnte entweder niemand mehr als guter Informant dienen, oder der Ausdruck „Wissen“ könnte nicht mehr zur Charakterisierung des guten Informanten verwendet werden, womit der Begriff seinen Zweck in der Sprachpraxis verloren hätte. Die skeptischen Debatten erweisen sich damit als gleichzeitig absurd und zwingend.

C. entwickelt sein Projekt stets mit Blick auf die analytische Debatte und die beiden anfangs genannten Hauptfragen, so daß der Leser auch mit wesentlichen Argumenten der kontroversen Diskussion bekanntgemacht wird, wobei der Autor Parallelen zwischen den verschiedenen Ansätzen aufzeigt und die historische Bedingtheit der Problemstellungen und Lösungsversuche deutlich macht. Der Tatsache, daß es sich um vier Vorlesungen handelt, verdankt das Buch einen angenehm unpräzisen Stil und den Vorteil, daß die für den Zusammenhang wesentlichen Begriffe und Argumentationen an Ort und Stelle erläutert und vorgeführt werden. Insgesamt handelt es sich um einen gelungenen Band der von W. Vossenkuhl ins Leben gerufenen Reihe der Bayreuther Wittgenstein-Vorlesungen.

T. WILLMANN

Ἀναλύωμεν—ANALYOMEN I. Proceedings of the 1st Conference „Perspectives in Analytical Philosophy“. Edited by *Georg Meggle* and *Ulla Wessels* (=Perspektiven der analytischen Philosophie Bd. 1). Berlin–New York: de Gruyter 1994. XX/989 S.

Die 1990 in Berlin gegründete „Gesellschaft für Analytische Philosophie“ (GAP) veranstaltete 1991 in Saarbrücken ihren ersten Kongreß unter dem Motto „Ἀναλύωμεν—Analyomen I“ zum Rahmenthema „Perspectives in Analytical Philosophy“. Eine Auswahl der damaligen Beiträge – auf deutsch oder auf englisch – ist in diesem ca. tausend Seiten umfassenden, von *Georg Meggle* und *Ulla Wessels* herausgegebenen Band veröffentlicht – zusammen mit der Satzung und dem ersten Tätigkeitsbericht der GAP. Weitere „Analyomen“-Kongresse sollen folgen. Zugleich ist der vorliegende Band der erste einer neuen Reihe mit dem Titel „Perspektiven der Analytischen Philosophie“. Als weiterer Band wird im Vorwort der inzwischen bereits erschienene Band angekündigt: „Praktische Rationalität“ – herausgegeben von *Julian Nida-Rümelin* und *Ulla Wessels*. Auch dessen Beiträge erwachsen aus dem Saarbrücker Kongreß.

Am Anfang von „Analyomen I“ steht als eine Art „Leitartikel“ eine „historisch-kritische“ Betrachtung der analytischen Philosophie von *G. H. v. Wright* (3–30). Nach seiner Einschätzung ist diese Strömung der Philosophie nicht nur die „am weitesten verbreitete, sondern auch ... die am tiefsten charakteristische“ (3) für unser Jahrhundert. Sie ist die Philosophie eines von Wissenschaft und Technik geprägten Zeitalters und in geschichtlicher Perspektive spätes Erbe der Aufklärung. Daran knüpft v. W. die kritische Frage, ob die analytische Philosophie, „selbst vom Geist des wissenschaftlichen Fortschrittsglaubens getragen“, fähig sei, philosophisch adäquat auf die Tatsache zu reagieren, daß gerade Wissenschaft und Technik heute auch als problematisch erfahren werden (4; vgl. 27f.). In dieser Identitätskrise erscheint eine „historisch-kritische Selbstbesinnung“ angezeigt: Zunächst wird am Beispiel von B. Russel und G. E. Moore erläutert, welcher Typ von Fragestellungen und Methoden mit logischer bzw. philosophischer Analyse gemeint ist, wie diese Art des Philosophierens im Wiener Kreis und vom frühen Wittgenstein aufgegriffen und modifiziert wird. Nach einer Skizze der „Ordinary Language Philosophy“ und ihrem Ziel, „nicht neue Wahrheiten zu entdecken, sondern Bedeutungen klarzulegen“ (17) – illustriert an G. Ryle's „The Concept of Mind“ – wirft v. Wright noch einen kurzen Blick auf die Verbreitung der analytischen Philosophie in den USA. Hinsichtlich der gegenwärtigen Situation hält er zwei Beobachtungen fest: Erfreulicherweise kehrt die a. P. aus dem anglo-amerikanischen Bereich wieder zurück nach Europa. Andererseits ist eine „bis an Verwirrung grenzende Heterogenität“ zu diagnostizieren (19). Um etwas Klarheit zu schaffen, charakterisiert v. W. drei Richtungen: Zunächst nennt er die von ihm sogenannte „Philosophische Logik“, die sich v. a. um Klärung des alltäglichen Sprachgebrauchs von Begriffen wie Geist, Kausalität, Zeit etc. müht (19). Ein zweiter Zweig ist die „Wissenschaftsphilosophie“ (21). Als dritte Strömung hebt v. W. die Verbindung zwischen Pragmatismus und Spätphilosophie Wittgensteins